



Armut im Kanton Bern kurz erklärt

Zahlen, Fakten und Analysen: Kernaussagen aus dem Sozialbericht 2008

Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern

Bis 2019 die Armut im Kanton Bern halbieren



Unter dem Titel «Armut im Kanton Bern» hat die Gesundheits- und Fürsorgedirektion im Dezember 2008 den ersten Sozialbericht für den Kanton Bern der Öffentlichkeit vorgestellt. Die veröffentlichten Zahlen sind erschreckend: Rund 7 Prozent der Berner Haushalte sind arm,

weitere 5 Prozent armutsgefährdet. Anders ausgedrückt: Im Kanton Bern gibt es über 50 000 arme oder armutsgefährdete Haushalte, in denen gut 90 000 Personen leben. Darunter sind über 20 000 Kinder.

Hinter diesen erschreckend hohen Zahlen, die im ersten Teil der vorliegenden Broschüre erklärt werden, stehen Menschen, Menschen mit Problemen, Nöten und Existenzängsten, Menschen, die in unserer Mitte leben, vielleicht in unserer unmittelbaren Nachbarschaft wohnen, sich aber trotzdem ausgeschlossen fühlen, weil sie an vielem, das für weite Teile der Bevölkerung selbstverständlich ist, nicht teilhaben können und allenfalls gar Lebensziele aufgeben müssen. Der zweite Teil der Broschüre ist diesen Menschen gewidmet: Ausschnitte aus längeren Interviews geben einen Einblick in zehn Lebensgeschichten von armutsbetroffenen Personen im Kanton Bern. Armut wird fassbar, erhält ein Gesicht oder eine Stimme.

Die Zahlen und Fakten wie auch die Interviews zeigen, was es heisst, arm zu sein: ein hartes Leben führen, jeden Tag kämpfen müssen. Es ist daher die Pflicht der Politik, die Zahl der armutsbetroffenen Personen im Kanton Bern zu senken. Ich habe das Ziel formuliert, diese Zahl in den nächsten 10 Jahren zu halbieren. Ein ehrgeiziges Ziel, das wir nur erreichen werden, wenn wir den Kampf gegen die Armut zu einer Priorität machen. Dafür müssen wir die Armut zunächst ins Zentrum der öffentlichen Diskussion stellen: mit einem Sozialgipfel, der die Fachkreise am 22. Juni 2009 ein erstes Mal zusammenbringt, aber auch mit der vorliegenden Broschüre, die die Diskussion in der breiteren Öffentlichkeit anstossen soll. Die Broschüre ist damit als Schritt einer längeren Reise zu sehen – eine Reise, die uns in einen Kanton Bern führen soll, in dem die Armut innerhalb von 10 Jahren halbiert worden ist!

Regierungsrat Philippe Perrenoud

Gesundheits- und Fürsorgedirektor des Kantons Bern

Bern, Juni 2009

Was heisst arm?

Ob jemand arm oder armutsgefährdet ist, misst sich am sogenannten verfügbaren Haushaltseinkommen. Darunter ist der Betrag zu verstehen, der für den Lebensunterhalt einer Person zur Verfügung steht. Das mittlere verfügbare Haushaltseinkommen lag 2006 bei rund 42 000 Franken. Als Grenze für die Armut gilt die Hälfte dieses Einkommens, also 21 000 Franken jährlich. An der Schwelle zur Armut leben diejenigen Personen, die mit 50 bis 60 Prozent des mittleren verfügbaren Jahreseinkommens auskommen müssen. Sie sind armutsgefährdet: Einer Person stehen jährlich 25 000 Franken zur Verfügung.

Diese 1750 bis 2000 Franken im Monat müssen ausreichen, um unter anderem Essen, Kleider, Hygieneartikel und Geschenke zu kaufen, den Mietzins, die Telefonrechnung und die Prämie für die Krankenversicherung zu bezahlen sowie ein Hobby zu betreiben. Eine Erhöhung der Prämien für die Krankenversicherung, des Mietzinses oder eine hohe Zahnarztrechnung verschärfen schnell die finanziellen Schwierigkeiten armer und armutsgefährdeter Haushalte.

Armut ist jedoch nicht ein reines Problem des Portemonnaies. Arm sein bedeutet nicht einfach, dass einem Menschen das Geld zum Überleben fehlt. Armut betrifft die gesamte Lebenssituation. Arm ist danach ein Mensch, der im Vergleich zu den anderen Menschen in seinem Umfeld ein eingeschränktes Leben führen muss. Er kann sich aus finanziellen Gründen nicht leisten, was für andere Menschen als Selbstverständlichkeit zum täglichen Leben gehört: ein Wochenendausflug in die Berge, ein Geburtstagsfest für das Kind oder ein Kinobesuch.

Kanton Bern schlägt neuen Weg für den ersten Sozialbericht ein

Für den ersten Sozialbericht ist der Kanton Bern neue Wege gegangen. Erstmals sind Steuerdaten im Zusammenhang mit dem Thema Armut in einer so breiten Form ausgewertet worden. Dieses von der Gesundheits- und Fürsorgedirektion gewählte Vorgehen bringt Vorteile: Die Daten sind genau und umfangreich. Sie bilden insbesondere die wirtschaftliche Wirklichkeit der Gesamtbevölkerung sehr gut ab. Bis anhin stützten sich die Kantone für ihre sozialpolitischen Diskussionen und Massnahmen in erster Linie auf die Fakten der Schweizerischen Sozialhilfestatistik, die das Bundesamt für Statistik alljährlich veröffentlicht. Neben der Auswertung der Steuerdaten sind auch Zahlen dieser Bundesstatistik beigezogen worden.

Lücken im Sozialversicherungsschutz

Aufwachsen in einer Familie, Schulen besuchen, eine berufliche Ausbildung absolvieren, ins Berufsleben einsteigen und bis zur Pensionierung arbeiten können, eine Familie gründen, unter Umständen die betagten Eltern betreuen und als Rentnerin oder Rentner ein aktives Leben führen können: So sieht ein Lebenslauf aus, in dem die Existenz durch Familie, Lohn, die AHV und die Pensionskasse stets gesichert ist.

Doch verlaufen nicht alle Lebensläufe so gradlinig. Ein Unfall, eine Krankheit oder die Kündigung der Arbeitsstelle können die selbständige Sicherung der Existenz unmöglich machen. Für diese Situationen gibt es ein Auffangnetz: die Sozialversicherungen. Wenn eine Person nach einem Unfall nicht mehr voll arbeiten kann, kommt die Unfallversicherung für die Heilung und schliesslich die Invalidenversicherung für den Einkommensausfall auf, wenn die betroffene Person wegen einer bleibenden Behinderung nur noch teilzeitlich oder überhaupt nicht mehr arbeiten kann. Beim Verlust der Arbeitsstelle deckt die Arbeitslosenversicherung für eine bestimmte Zeit den Ausfall des Erwerbseinkommens.

Das Netz der Sozialversicherungen fängt jedoch nicht alle Menschen in finanziell schwierigen Lagen auf. Daher besteht ein zweites Auffangnetz: die Sozialhilfe. Sie unterstützt Menschen, die keine Leistungen von den Sozialversicherungen erhalten oder die mit diesen Leistungen ihren Lebensunterhalt nicht sichern können. So ist zum Beispiel die Bezugsdauer von Leistungen aus der Arbeitslosenversicherung vor wenigen Jahren gesenkt worden. Personen, die länger arbeitslos bleiben, sind auf die Sozialhilfe angewiesen. Ein anderes Beispiel: Erwerbslose Jugendliche, die noch kaum erwerbstätig waren und da-

mit keine oder nur geringe Beiträge an die Sozialversicherung einbezahlt haben, können keine oder bloss geringe Leistungen beanspruchen.

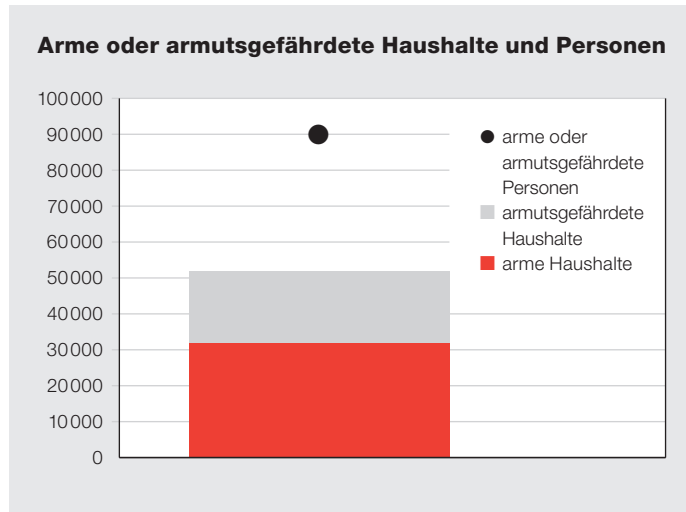
90 000 Menschen sind arm oder leben an der Schwelle zur Armut

In den vergangenen Jahrzehnten hat sich unsere Gesellschaft gewandelt, die Zahl der Alleinerziehenden zum Beispiel ist gestiegen. Die Wirtschaft passt das Angebot der Arbeitsstellen laufend der aktuellen Lage an. Die Zahl der Arbeitsplätze im Dienstleistungssektor (z.B. Versicherungen) ist stark gestiegen, diejenige in der Industrie gesunken. Viele Arbeitsplätze für Personen, die keine abgeschlossene Ausbildung haben oder die

nicht voll leistungsfähig sind, sind gestrichen worden. Zudem gibt es Löhne, die so tief sind, dass sie zum Leben nicht ausreichen. Dieser Wandel hat Lücken im Sozialversicherungsschutz aufgetan. Die Sozialhilfe als nächstes Auffangnetz ist dadurch vermehrt unter Druck geraten.

Im Kanton Bern leben rund 90 000 Menschen, die arm oder armutsgefährdet sind. Das heisst, dass sich fast jede zehnte Person in einer schwierigen finanziellen Situation befindet. Die Betroffenen leben in insgesamt 52 000 Haushalten; 32 000 Haushalte sind arm und 20 000 armutsgefährdet.

Möglichst viele Personen sollen ihre und die Existenz ihrer Familie eigenverantwortlich durch Erwerbsarbeit sichern können. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen nicht ausschliesslich arme, sondern bereits armutsgefährdete Personen unterstützt werden. Also jene, die ein Einkommen haben, das nur knapp über der Armutsgrenze liegt. Zur Unterstützung gehören finanzielle Hilfen, unterschiedliche Beratungsstellen sowie Integrationsprogramme.



Bedeutung des Erwerbseinkommens

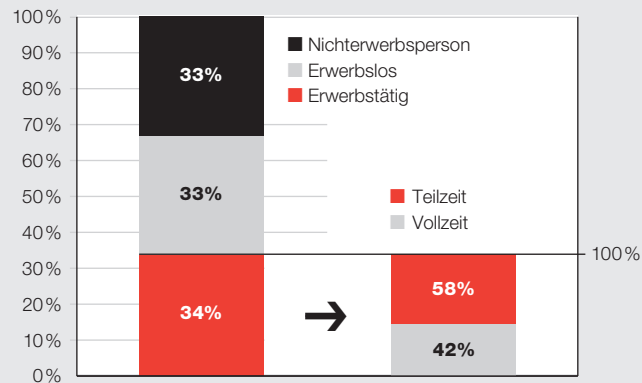
Ein Drittel der erwachsenen Sozialhilfebeziehenden ist erwerbstätig

In der Schweiz sollte es grundsätzlich möglich sein, dass jede erwachsene Person über Erwerbsarbeit oder die familiäre Unterstützung ihren Lebensunterhalt bestreitet. Die Erwerbsarbeit und die Familie gelten als die tragenden Pfeiler zur Sicherung der Existenz. Dabei spielt das Erwerbseinkommen eine besonders wichtige Rolle: Die Auswertung der Steuerdaten hat gezeigt, dass das Einkommen aus Erwerbstätigkeit mit Abstand die wichtigste Einkommensquelle der Berner Bevölkerung ist. In vielen Fällen reicht jedoch das Erwerbseinkommen alleine nicht aus, um die Existenz einer Person oder einer ganzen Familie zu sichern. Die in einem Haushalt lebenden Erwachsenen sorgen mit ihrem Einkommen für den Lebensunterhalt aller Mitglieder ihres Haushaltes. Selbst mit einer Vollzeitstelle kann der Lebensunterhalt manchmal nicht gesichert werden (Working Poor).

Im Kanton Bern ist gut ein Drittel aller erwachsenen Sozialhilfebeziehenden erwerbstätig. 42 Prozent von ihnen gehen sogar einer Vollzeitbeschäftigung nach.

In der Gesamtbevölkerung des Kantons Bern ist jeder zwanzigste Haushalt mit mindestens einem erwerbstätigen Mitglied ein Working poor-Haushalt. Stark betroffen sind Ausländerinnen und Ausländer. Insbesondere Personen aus den Nicht-EU-Staaten tragen ein hohes Working Poor-Risiko: 20 von 100 leben trotz Vollzeit-Erwerbseinkommen in Armut. Bei Schweizerinnen und Schweizern sind es 5 von 100. Ein Grund ist die Tatsache, dass viele Ausländerinnen und Ausländer aus Nicht-EU-Staaten als Asylbewerber in die Schweiz gekommen sind und die berufliche

Erwachsene Sozialhilfebeziehende nach Erwerbssituation



Integration dadurch in den ersten Jahren erschwert war. Unabhängig von ihrer beruflichen Ausbildung arbeiten sie dann oft in typischen Tieflohnbranchen wie dem Hotel- oder Gastgewerbe.

Jugendarbeitslosigkeit führt oft zu Armut

Jugendliche und junge Erwachsene sind überdurchschnittlich stark armutsgefährdet. Dies zeichnet sich auch in der Sozialhilfe ab: 6 von 100 Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Alter von 16 bis 25 Jahren beziehen Sozialhilfe. Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene bis 25 Jahre machen zusammen beinahe die Hälfte aller Sozialhilfebeziehenden aus. 46 von 100 Unterstützten sind jünger als 25 Jahre. Das heisst: Im Kanton Bern beziehen 18800 Personen unter 25 Jahren Sozialhilfe.

Oft sind Jugendliche und junge Erwachsene arm, weil es ihnen an Berufserfahrung fehlt und sie keine Erwerbsarbeit haben, um ihre Existenz aus eigener Kraft zu sichern. In wirtschaftlich schwierigen Zeiten sind Jugendliche und junge Erwachsene besonders stark von Arbeitslosigkeit betroffen, da sie ihre Arbeitsstelle oft als Erste verlieren.

Die mangelnde Integration in den Arbeitsmarkt ist bei den Jugendlichen besonders problematisch. In diesem Alter erfolgt der Einstieg ins Berufsleben. Der Beginn einer beruflichen Ausbildung oder einer weiterführenden Schule und der Einstieg in den Beruf sind die zentralen Übergänge, welche die Jugendlichen und jungen Erwachsenen bewältigen müssen. Gelingt ihnen der Übergang in die Erwerbsarbeit nicht oder nicht wunschgemäss, hat dies nicht nur unmittelbare finanzielle Folgen, sondern kann auch langfristig ihre weitere Berufslaufbahn und Existenzsicherung beeinflussen.

Die ausländischen Kinder und Jugendlichen tragen ein viel höheres Armutsrisiko als ihre Altersgenossen mit einem Schweizer Pass. Ihr Armutsrisiko ist drei- bis sogar viermal so hoch wie dasjenige von Schweizer Kindern und Jugendlichen. Sie stammen häufiger aus bildungsfernen Familien oder haben sprachliche Schwierigkeiten, die zu schulischen Problemen führen und sich einschränkend auf die Berufswahl oder den Einstieg ins Erwerbsleben auswirken.

Gering ausgebildete Personen sind häufiger arm

Personen mit einer geringen Schul- oder Berufsbildung sind häufiger von Armut betroffen als Personen mit einem hohen Bildungsniveau. Im Kanton Bern hat fast die Hälfte aller Sozial-

hilfebeziehenden keine berufliche Ausbildung abgeschlossen. In der gesamten Wohnbevölkerung hingegen hat weniger als ein Viertel der Personen keine berufliche Ausbildung. Weiter haben rund 45 Prozent der Sozialhilfebeziehenden eine Berufsbildung oder eine Mittelschule abgeschlossen. In der gesamten Bevölkerung beträgt dieser Anteil rund 57 Prozent. Personen mit einem Hochschulabschluss oder einer höheren Fachausbildung sind in der Sozialhilfe mit 5 Prozent deutlich untervertreten, beträgt ihr Anteil an der gesamten Wohnbevölkerung doch 19 Prozent. Demnach kann gesagt werden: Je höher das Bildungsniveau, umso kleiner ist das Armutsrisiko.

Vererbung der Armut

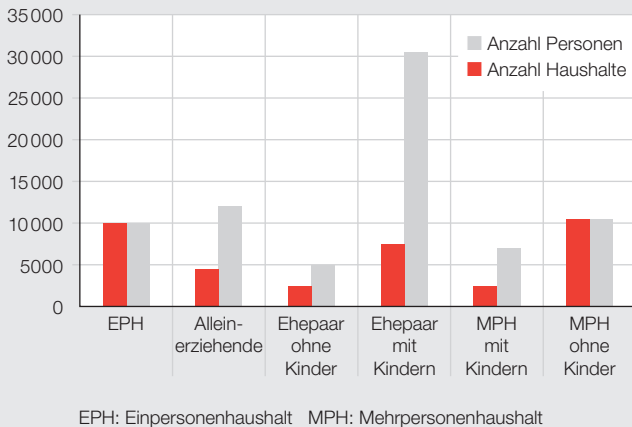
Bei langandauernder Armut von Familien steigt die Wahrscheinlichkeit, dass die heranwachsenden Kinder später ebenfalls arm sind. Diese sogenannte Vererbung der Armut ist nicht im biologischen, sondern im sozialen Sinn gemeint: Vererbung von gesellschaftlichen Chancen und Risiken. Die elterliche Armut kann sich bereits in frühen Jahren auf die Entwicklung der Kinder auswirken, im späteren Verlauf der Kindheit wird die Chancengleichheit in der Schule sowie im Lehrstellen- und Arbeitsmarkt durch die Armut der Eltern beeinträchtigt. Arme Kinder haben oft einen schwierigeren Start in das selbständige Leben.

Die Kinder tragen das höchste Armutsrisiko

Die Kleinsten in unserer Gesellschaft tragen das höchste Armutsrisiko. Kinder können ihren Lebensunterhalt nicht selbstständig bestreiten. Sie sind auf die Familie angewiesen. Jedes zehnte Kleinkind bis 5 Jahre bezieht Sozialhilfe über seine Eltern. Je älter die Kinder werden, umso mehr verringert sich das Armutsrisiko, weil es bei älteren Kindern einfacher ist, Beruf und Familie zu vereinbaren. Dennoch: Unter den Personen, die Sozialhilfe beziehen, machen Kinder im Alter bis 15 Jahre eine grosse Gruppe aus. Und: Kinder sind ein Armutsrisiko. Denn Eltern brauchen Zeit, um sich um die Kinder zu kümmern und haben dadurch weniger Zeit, um einer Erwerbsarbeit nachzugehen. Zudem kosten die Kinder natürlich auch Geld.

Ein Grund für den hohen Armutsanteil von Kindern ist die schwierige finanzielle Situation von einzelnen Familientypen. Am stärksten betroffen sind alleinerziehende Frauen. Jeder vierte Alleinerziehendenhaushalt ist auf Sozialhilfe angewiesen. 97 von 100 dieser Haushalte werden von Frauen geführt. Sie

Personen in armen oder armutsgefährdeten Haushalten



haben mehrere Pflichten unter einen Hut zu bringen. Sie tragen den zeitlich aufwändigeren Teil der Erziehung der Kinder, sie besorgen einen Haushalt und sie müssen erwerbstätig sein, da die Alimente die Existenz zu oft nicht sichern. Wenn sie die Kinder nicht im Verwandten- oder Freundeskreis betreuen lassen können, sind sie auf eine Kindertagestätte angewiesen, was zusätzliche Kosten auslöst. Diesen Frauen kommt zwar die in den letzten Jahren stark zugenommene Zahl an Teilzeitstellen entgegen. Die Kehrseite der Teilzeitarbeit: Die Chancen für eine Karriere und damit für ein höheres Einkommen sind geringer als bei einer Vollzeitstelle. Zudem haben alleinerziehende Frauen

vielfach nicht nur aus finanziellen, sondern auch aus zeitlichen Gründen nicht die Möglichkeit, eine Weiterbildung zu besuchen.

Grundsätzlich kann festgehalten werden, dass die meisten armen oder armutsgefährdeten Personen in Haushalten mit mindestens einem Kind leben. Familien sind besonders häufig von Armut betroffen, da Eltern nach der Geburt des ersten Kindes die Erwerbsarbeit oft senken, was zu einem geringeren Einkommen führt. Gleichzeitig müssen von diesem gesunkenen Einkommen mehr Personen auskommen als in anderen Haushalten: Für jede Person bleibt so weniger Geld für den Lebensunterhalt zur Verfügung.

Weitergehende Informationen, Analysen und Literaturhinweise sowie die vollständigen Interviews finden Sie in den beiden Bänden des Sozialberichtes 2008:

- Armut im Kanton Bern:
Zahlen, Fakten und Analysen (Band 1)
- Armut im Kanton Bern:
Stimmen der Betroffenen (Band 2).

Sie können auf www.be.ch/sozialbericht heruntergeladen oder in Papierform unter info.rekure@gef.be.ch kostenlos bestellt werden.

Impressum

Herausgeberin: Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern
Autor: Urs Hänni (Staatskanzlei des Kantons Bern)
Fotos: Philipp Schwander, Bern; Bettina Seebeck (Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern)
Gestaltung: Verena Berger, Köniz

Weitergehende Informationen, Analysen und Literaturhinweise sowie die vollständigen Interviews finden Sie in den beiden

Bänden des Sozialberichtes 2008:

- Armut im Kanton Bern:
Zahlen, Fakten und Analysen (Band 1)
- Armut im Kanton Bern:
Stimmen der Betroffenen (Band 2).

Sie können auf www.be.ch/sozialbericht heruntergeladen oder in Papierform unter info.rekure@gef.be.ch kostenlos bestellt werden.

Impressum

Herausgeberin:

Autor:

Fotos:

Gestaltung:

Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern

Urs Hännli (Staatskanzlei des Kantons Bern)

Philipp Schwander, Bern; Bettina Seebeck (Gesundheits- und

Fürsorgedirektion des Kantons Bern)

Verena Berger, Köniz

«Meine Eltern hatten nicht viel Geld, und ich habe mir immer gesagt, dass ich nie in ihrer Lage sein werde. Ich war im Leben immer sparsam, **ich wollte nie Hilfe von den anderen, wollte mich immer selber durchschlagen ...** Nur eben, wegen der Konjunktur, bin ich jetzt doch in diese Lage geraten.»

Interview mit M. E.; vom 4. Juni 2008

«Es gibt einen guten Spruch: **Wenn man ein Kind hat, dann bleiben einem von einem Franken noch 30 Rappen, sind es zwei, bleiben noch 25 Rappen.** Man muss das Geld aufteilen. Da nicht alle Mütter arbeiten können, müssen sie dann auch bei sich selber ein wenig verzichten oder einfach mit ihrer Familie das suchen, was nicht so viel kostet.»

Interview mit L. S.; vom 19. Mai 2008

«Der Vater meiner Tochter wurde nicht verpflichtet zu zahlen. Aber mein erster Mann bezahlte die Allimente auch nicht regelmäßig. Beide haben sich die Hände gewaschen. **Ich musste meine Kinder wirklich alleine grossziehen, ohne Hilfe von niemandem.** Manchmal bekam ich etwas Unterstützung. Ich habe immer kurze Momente erlebt, in denen es mir gut ging, weil ich unterstützt wurde, es dauerte aber nie lange. Mein Sohn hat bis 22 studiert, mein Ex-Mann war aber nur verpflichtet, bis zu seinem 20. Geburtstag zu zahlen. Und auch da wieder, wenn ich von meinem Exmann etwas für das Studium hätte verlangen wollen, hätte ich ein Dossier zusammenstellen, einen Anwalt bezahlen müssen. Ich habe es nicht getan. [...] Wir haben uns durchgeschlagen. Zum Glück arbeitete meine Tochter in dieser Zeit und half mir auszugleichen. Sie gab mir 350 Franken im Monat. Was war das schon? Es war aber doch eine Unterstützung. Irgendwie hat sie mir bis zum Ende des Studiums ihres Bruders geholfen. **Mein Sohn hat es im Leben zu etwas gebracht.** Es gibt noch Erfolgserlebnisse. Leider erlitt meine Tochter in der Zwischenzeit einen Unfall.»

Interview mit Y. V.; vom 30. Mai 2008

«Ich liebe meinen Sohn, aber er ist eigentlich ein

Armutsrisiko. Als er auf die Welt kam, war ich noch im Studium. So musste ich studieren, arbeiten und mich an der Familienarbeit beteiligen. Das war ein enormer Druck. Nach dem Abschluss brauchte ich Geld, egal, welche Ambitionen ich hatte. Damals war die Mutter noch da. Eigentlich kümmerte sie sich um das Kind, doch das klappte nicht optimal. Fünf Jahre konnte ich so durchziehen, doch dann hatte ich genug. Die Situation stimmte für uns alle nicht mehr. So haben wir uns getrennt. Sie bekam damals von mir die Hälfte meines guten Einkommens als Allmende, aber sie hatte trotzdem das Gefühl, sie verarme. Wenn ich denke, was ich jetzt vom Sozialamt bekomme ... Mein Sohn nimmt diese Situation ziemlich locker ... Er ist überzeugt, dass wir da wieder rauskommen. Ich werde es schaffen – irgendwie ... Wegen meinem Sohn – zum Glück kauft ihm die Grossmutter viele Sachen. Wann immer ich kann, versuche ich, ihm kleine Wünsche zu erfüllen. Vor Kurzem konnte ich ihm neue Turnschuhe kaufen. Wir haben drei Monate gewartet, damit ich jetzt Schuhe für 100 Franken kaufen konnte. Sie waren Aktion – coole, modische Turnschuhe, wie es Jugendliche in diesem Alter haben. **Ich will nicht, dass er unsere Beibrächtigungen zu stark zu spüren bekommt.** Er soll nicht

les dafür, aber ohne seine Grossmutter würde man es ihm von weitem ansehen. Oh, schau ein Sozialfall.»

Interview mit I. R. vom 25. April 2008

«Ich alleine, ich könnte überleben, ich habe aber auch

ein 11-jähriges Kind. Ich muss ihm Kleider, zu essen kaufen. Mich stört es nicht, wenn ich nicht jeden Tag zu essen habe, mein Kind aber muss sich ernähren können. Manchmal gehe ich zum Verteildienst der Heilsarmee. Man muss bloss einen Franken bezahlen und erhält zu essen. Man muss früh da sein, denn wer zuerst kommt, wird zuerst bedient. Wenn alles weg ist, gibt es für die, die warten, nichts mehr. Ich bekomme nicht oft etwas, denn weil ich zu 100 Prozent in diesem Beschäftigungsprogramm bin, kann ich nicht bei den Ersten sein.»

Interview mit B. M. vom 10. Mai 2008

«Finanziell gesehen bin ich arm. **Ja, ich bin arm, weil ich nicht behaupten kann, dass es meinem Sohn an nichts fehlt.** Als ich jünger war, mussten wir morgens vor der Schule auf die Felder gehen und Kartoffeln auflesen, um meinem Vater zu helfen. Zuerst mussten wir arbeiten, dann gingen wir zur Schule. Wenn wir von der Schule nach Hause kamen, mussten wir wieder auf den Feldern arbeiten, bevor wir die Aufgaben machen durften. Ich möchte nicht, dass mein Sohn das erlebt.»

Interview mit B. M. vom 10. Mai 2008



Vererbung der Armut

brauchte, hiess es, «sie sind zu wenig qualifiziert», «sie sind wohl relativ vielseitig von ihrer vorherigen Tätigkeit her», aber es hätte zu wenig Geld gebracht, um davon existieren zu können. Bevor ich heiratete, war ich in der Gastronomie tätig, ja. Nachher, **als meine Kinder schulpflichtig waren, war ich zu Hause und machte Hausraundienst und das machte es später wiederum schwierig, eine Stelle zu finden.»**

Interview mit L.S. vom 19. Mai 2008

fen können, da sie bereits am Abend darüber nachdenken müssen, was sie in der nächsten Woche machen müssen. Es wurde und wird härter. Der Mensch braucht Arbeit, wenn er keine hat, wird er krank. Wenn man die Arbeit heute anschaut, so stimmt doch eher das Gegenteil, nämlich dass die Arbeit krank macht.»

Interview mit T.N. vom 5. Mai 2008

«Der Physiotherapeut, bei dem ich gearbeitet habe, hatte nicht mehr genügend Arbeit, und ich wurde entlassen. Ich erhielt Arbeitslosengeld, dann hatte ich einen Unfall, der mich physisch einschränkte. Ich landete 1996 beim Sozialdienst und schrieb mich für das Beschäftigungsprogramm ein. 1997 heiratete ich, und mein Sohn kam zur Welt. Mit Ausnahme der Hauswartung in meinem Mietshaus habe ich nicht mehr gearbeitet. Danach war es sehr schwierig, wieder Arbeit zu finden. Da ich mehrere Jahre zu Hause geblieben war und mich um mein Kind gekümmert habe und der Arbeitsmarkt sich geändert hatte, **hatte ich den Anschluss verpasst und konnte mich beruflich nicht mehr einfügen.»**

Interview mit B.M. vom 10. Mai 2008

«Ich hatte zwei Kinder grosszuziehen. Wenn man während dieser Zeit nicht arbeitet, ist es später meist auch schwierig, wieder eine Stelle zu finden, bei der man einigermassen etwas verdienen kann. Zu dieser Zeit, im Jahr 1996, als ich diesen Job

«Ich bin der Meinung, dass man den Leuten auch den Anreiz geben sollte, zu arbeiten. Ich habe jetzt eine Stelle angenommen, auch wenn der Job **absolut unter meiner Qualifikation** liegt, aber das ist immer noch besser, als den ganzen Tag zu Hause zu sitzen.»

Interview mit P. H. vom 7. Mai 2008

«Es müssen alle eine Chance erhalten, ohne Unterscheidung der Farbe, des Geschlechts, der Haut... **Die Chancengleichheit muss gewahrt bleiben.** Ich finde es schade, wenn man zum Beispiel wegen der Hautfarbe ausgesperrt wird, diese Grenze müsste überwunden werden. Man müsste vielmehr die Kenntnisse anschauen, das, was die Person beitragen kann. Mich schmerzt das sehr, manchmal habe ich den Eindruck, nichts wert zu sein, denn ich habe Kenntnisse, und man will sie nicht nutzen. Vielleicht muss dich jemand empfehlen, der dich gut kennt, denn die Arbeitswelt läuft mit Verbindungen, Netzwerken. Etwas selbst finden, wenn man bei der Sozialhilfe ist und eine andere Hautfarbe hat, da hat man keine Chance. Das ist schade...»

Interview mit J. S. vom 30. Mai 2008

«Heute sind die Anforderungen höher. Viele Menschen können diese Anforderungen schlicht nicht mehr erfüllen. Es gibt mehr Stress und es fällt mehr Arbeit auf eine Person. Man konnte erst vor kurzer Zeit in der Tagespresse lesen, dass immer mehr Menschen von Sonntag auf Montag nicht gut schlafen...»

«In meinem Beruf habe ich alles gemacht. Ich war Prüfungssexperte, Einführungskursleiter usw. Ich beherrsche das Gebiet. Ich habe mich dafür interessiert, die Leitung eines Coiffeur-Salons zu übernehmen. Ich habe telefoniert, um mich vorstellen zu können, denn, **wenn man auf meinem Lebenslauf mein Alter sieht, habe ich keine Chance...** Niemand will jemanden in meinem Alter anstellen, ich fühle mich aber nicht so alt, ich bin noch dynamisch, kreativ, voller Ideen... Ich habe darauf bestanden, mich vorzustellen, denn ich wollte meine Qualitäten zeigen. Sie wollten mich nicht empfangen. Sie wollten zuerst mein Dossier sehen, bevor sie mich vorluden. Wie ich gedacht habe, nachdem sie meinen Lebenslauf gelesen haben, habe ich eine Absage erhalten. Ohne die Möglichkeit, mich vorzustellen, wusste ich im Voraus, dass ich keine Chance hatte.»

Interview mit M. E. vom 4. Juni 2008

«Schwierig? Ja, eben, schwierig ist relativ viel... **Eine Arbeit zu finden, ist sehr schwierig**... Ich habe ja ursprünglich sehr viele Polymechaniker gelernt und da hätte es eigentlich sehr viele Stellen... Aber eben, wegen meiner Ausbildung als Informatiker sagen mir viele Arbeitgeber: «Sie wollen ja nicht mehr in dem Bereich arbeiten, Sie sind ja gar nicht daran interessiert.» Das wird mir zwar nicht so direkt gesagt, aber das merke ich trotzdem... Auf der anderen Seite, wenn ich mich als Software-Spezialist bewerbe, bekomme ich zu hören, dass ich zu wenig Berufserfahrung mitbringe...»

Interview mit P. H. vom 7. Mai 2008

«Wenn man nicht arbeitet, gehört man nicht dazu. Das Netz, das ich hatte, konnte ich halten, aber neue Kollegen gewinnen war schwierig.»

Interview mit I. R., vom 25. April 2008

«Das schwierigste war, um Geld bitten zu gehen. Jetzt fällt es mir leichter, Geld anzunehmen, weil ich beim Empfang im Sozialdienst arbeite. Ich ergaunere es nicht, es steht mir zu, weil ich arbeite.»

Interview mit B. M., vom 10. Mai 2008

«Leute, die wie ich in einem Beschäftigungsprogramm sind, werden, wenn es einmal zu Ende ist, sich selbst überlassen. Darm stürzen sie wieder ab, kehren zu den schlechten Gewohnheiten zurück. Ich denke, wenn man einen Schritt macht, so ist dies nicht, um zurück, sondern um vorwärts zu gehen. Am Morgen aufstehen, weil man weiß, dass die Leute auf einen warten, das macht uns verantwortlich. Das gibt uns etwas Sicherheit. [...] Wenn man uns eine gewisse Verantwortung gibt, so gibt das uns sofort Sicherheit, wenn man aber weiß, dass man finanziell vom Sozialdienst abhängt, so ist man Scheiße, entschuldigen Sie den Ausdruck, aber so ist es, das ist das Bild, das man hat. Die Leute denken, dass die Personen mit Sozialhilfe bequem sind.»

Interview mit J. S., vom 30. Mai 2008

«Obwohl immer mehr Menschen nicht mehr von ihrer Arbeit leben können, geht man davon aus, dass die Arbeit im Zentrum des menschlichen Lebens steht. Aus meiner Sicht sollte es mehr darum gehen, Existenzen zu sichern. [...] Mein Problem ist nicht die fehlende Arbeit, sondern das fehlende Einkommen.»

Interview mit T. N., vom 5. Mai 2008

«Glückliche Zeiten sind, wenn man das Leben selber verdienen kann, gesund ist und im Prinzip machen kann, was man will. Natürlich heißt das, dass Arbeit sein muss, damit man sich etwas gönnen kann.»

Interview mit L. S., vom 19. Mai 2008

«Solange ich hier arbeite, habe ich Kontakte. Deshalb gehe ich auch nicht von hundert auf null. Mir würde der Kontakt fehlen. Ich lerne in all diesen Jahren so viele Menschen kennen, dass ich, auch wenn ich über den Wochenmarkt gehe, von Menschen angesprochen werde.»

Interview mit L. S., vom 19. Mai 2008



sich wenden. Man lebt, man überlebt. Das ist kein Leben, nur ein Überleben.»

Interview mit Y. V., vom 30. Mai 2008

«Damals lebte ich in Solothurn und die Arbeitslosenkasse war in die Stadtverwaltung integriert, sie war in einem kleinen Büro. Zwei Personen arbeiteten damals dort. Die Arbeitslosigkeit nahm anfangs der Neunzigerjahre sehr schnell zu. Als ich dann 1992 aus Solothurn wegzog, hatte es bereits eine Warteschlange vor diesem Büro, die bis auf die Strasse reichte. Daran kann ich mich noch sehr gut erinnern. Ich war danach acht Monate arbeitslos, es war mir wichtig, die Arbeitslosigkeit so schnell wie möglich zu beenden. Ich fand eine Stelle als Kinopersonal. Mit 38 Jahren ging ich zu einem staatlichen Energieversorger und machte eine Lehre als Elektrozeichner. 2004 wurde ich wieder arbeitslos, da mich die Firma nach der Lehre nicht weiter beschäftigen konnte. Ich erlebte also zweimal Arbeitslosigkeit, in den Neunzigerjahren und heute. [...] **In den Neunzigerjahren war es einfacher, aus der Arbeitslosigkeit zu kommen.** Es war auch einfacher, da sich der Arbeitsmarkt damals wieder erholt. Heute sind die Anforderungen höher.»

Interview mit T. N., vom 5. Mai 2008

«Im August 2007 habe ich beim Verwaltungsgericht einen zweiten Rekurs gemacht [gegen den IV-Entscheid]. Damit der Rekurs entgegengenommen wurde, musste ich innerhalb von zehn Tagen 360 Franken bezahlen. Dieser Betrag fällt nicht vom Himmel, wenn man nicht arbeitet. Trotzdem konnte ich fristgerecht bezahlen, und nun warte ich noch immer... Seit August 2007 keine Antwort. Wir haben kurze Fristen, um zu bezahlen, um einen Entscheid anzufechten, während sie sich Zeit lassen, und man kann nur warten. Also warte ich, und das macht mich fertig. Ich weiss nicht, ob meine Invaliddität anerkannt wird, und zu wie viel Prozent... **Das schafft eine allgemeine und permanente Unsicherheit.** Man kann nur erdulden. Zuerst dieser Termindruck für sämtliche Antworten, dann dieses Warten, gegen das man nichts machen kann... Man kommt sich überfahren vor, untergeben, nicht respektiert.»

Interview mit Y. V. vom 30. Mai 2008

«Es ist wie bei der AHV, die Arbeitslosenversicherung muss man Ende Monat bezahlen, wenn man aber Leistungen will, ist das eine andere Geschichte. **Man muss immer warten.** Das ist nicht gerecht. Zudem gibt es keine Kontrolle, und man kann nichts einfordern. An welcher Türe wollen Sie anklopfen? Auch hier wieder fühlt man sich hilflos, allein, machtlos, verlassen. Was muss man tun, um gehört zu werden?»

Interview mit Y. V. vom 30. Mai 2008

Interview mit Y. V. vom 30. Mai 2008

«Für mich gibt es offene Fragen. Warum sagen uns die Ärzte immer, dass man die IV zu früh beantragt? Und diese 720 Tage, welche die Taggeldversicherung der Krankenkasse abdeckt, man weiss nie, wann sie beginnen, wann sie vorbei sind. Wie soll man das kontrollieren? Bei mir wollte man die Zahlungen einstellen, weil sie falsch gezahlt haben. Schliesslich bekam ich noch drei Monate lang Geld. **Es ist schrecklich, wie du von jemandem abhängigst, du bist nicht mehr du selbst, ich gehöre mir nicht,** obwohl es doch mein Leben ist. [...] Es ist sehr hart, sich mitten im Ozean zu befinden, zu schwimmen und sich zu fragen, auf welcher Seite das nächste Ufer ist. Man weiss nicht, wohin

beim Regionalen Arbeitsvermittlungszentrum (RAV) gemeldet. Zuerst sagte man mir beim RAV, dass ich sicher Leistungen erhalten werde. [...] Die Regionale Arbeitsvermittlung müsste in Bern nachfragen. **Schliesslich erhielt ich nichts, weil ich selbständig war.** Da fand ich mich mittellos wieder. Natürlich hatte ich noch etwas Ersparnes, bis im Dezember 2007 lebte ich von eigenen Mitteln, und 2008 sah ich mich gezwungen, Sozialhilfe zu beantragen.»

Interview mit M. E. vom 4. Juni 2008

«Ich finde, dass man in der Schweiz den Leuten grundsätzlich hilft, wir haben gute soziale Strukturen; für Leute wie mich hingegen, Selbstständige, ist nichts vorgesehen. **Ich hätte nie gedacht, dass ich soweit kommen würde.** Wegen meiner Krankheit wurde ich schliesslich mittellos.»

Interview mit Y. V. vom 30. Mai 2008

«Ich gelangte 2005 nach einem Arbeitsausfall **wegen einer Operation in diese prekäre Situation.** Ich habe meine Arbeit verloren, denn die 720 Taggelder der Krankenkasse waren abgelaufen.»

«Ursprünglich habe ich Psychologie studiert. Danach habe ich im Personalwesen gearbeitet und wurde Personalchef. Das war zu jener Zeit, als die Firma negativ in den Schlagzeilen war, das war ziemlich belastend. Daraufhin habe ich gekündigt und ein eigenes Projekt auf die Beine gestellt. **Dann kam der Unfall ...** Vor fünf oder sechs Jahren wurde ich auf einem Fussgängerstreifen von einem Auto angefahren. Anfangs waren die Folgen nicht ganz so schlimm, zum Glück ... Ich bin aber trotzdem eine gewisse Zeit ausgefallen und musste die Arbeiten an meinem Projekt ruhen lassen. Im Oktober des Unfalljahres konnte ich das Projekt trotzdem beenden. [...] Im Januar oder Februar des darauffolgenden Jahres hatte ich das erste Mal eine Diskushernie. Ich denke, dass das eine Folge des Unfalles war, denn davor hatte ich nie Rückenbeschwerden und wenn man sportlich ist, kommt eine Diskushernie ja nicht einfach so. Aber die Versicherung meinte, die Diskushernie müsste nicht unbedingt eine direkte Folge des Unfalles sein, sie könnte auch andere Gründe haben. Folglich bezahlten sie auch nichts. **Und da ich auch keine Krankentaggeldversicherung hatte, hat das Ganze angefangen ...**»

Interview mit I. R. vom 25. April 2008

«2005 erlitt ich ein Burnout. Ich hatte eine gute Taggelderversicherung. Aber seit Ende Juni 2007 habe ich kein Taggeld mehr erhalten. Ich profitierte eineinhalb Jahre davon, dann wurde mir gesagt, dass ich mehr oder weniger in der Lage sei, wieder 50 Prozent zu arbeiten. Danach habe ich Arbeit gesucht und mich



Lücken im Sozialversicherungsschutz

Die Zahlen und Fakten wie auch die Interviews zeigen, was es heisst, arm zu sein: ein hartes Leben führen, jeden Tag kämpfen müssen. Es ist daher die Pflicht der Politik, die Zahl der armutsbetroffenen Personen im Kanton Bern zu senken. Ich habe das Ziel formuliert, diese Zahl in den nächsten 10 Jahren zu halbieren. Ein ehrgeiziges Ziel, das wir nur erreichen werden, wenn wir den Kampf gegen die Armut zu einer Priorität machen. Dafür müssen wir die Armut zunächst ins Zentrum der öffentlichen Diskussion stellen: mit einem Sozialipfel, der die Fachreise am 22. Juni 2009 ein erstes Mal zusammenbringt, aber auch mit der vorliegenden Broschüre, die die Diskussion in der breiteren Öffentlichkeit anstossen soll. Die Broschüre ist damit als Schritt einer längeren Reise zu sehen – eine Reise, die uns in einen Kanton Bern führen soll, in dem die Armut innerhalb von 10 Jahren halbiert worden ist!

Regierungsrat Philippe Perrenoud

Gesundheits- und Fürsorgedirektor des Kantons Bern



Bern, Juni 2009

Unter dem Titel «Armut im Kanton Bern» hat die Gesundheits- und Fürsorge- direktion im Dezember 2008 den ersten Sozialbericht für den Kanton Bern der Öffentlichkeit vorgestellt. Die veröffentlichten Zahlen sind erschreckend: Rund 7 Prozent der Berner Haushalte sind arm, weitere 5 Prozent armutsgefährdet. Anders ausgedrückt: Im Kanton Bern gibt es über 50 000 arme oder armutsgefährdete Haushalte, in denen gut 90 000 Personen leben. Darunter sind über 20 000 Kinder.

Hinter diesen erschreckend hohen Zahlen, die im zweiten Teil der vorliegenden Broschüre erklärt werden, stehen Menschen, Menschen mit Problemen, Nöten und Existenzängsten, Menschen, die in unserer Mitte leben, vielleicht in unserer unmittelbaren Nachbarschaft wohnen, sich aber trotzdem ausgeschlossen fühlen, weil sie an vielem, das für weite Teile der Bevölkerung selbstverständlich ist, nicht teilhaben können und allenfalls gar Lebensziele aufgeben müssen. Der erste Teil der Broschüre ist diesen Menschen gewidmet: Ausschnitte aus längeren Interviews geben einen Einblick in zehn Lebensgeschichten von armutsbetroffenen Personen im Kanton Bern. Armut wird fassbar, erhält ein Gesicht oder eine Stimme.



Bis 2019 die Armut im Kanton Bern halbieren

Armut im Kanton Bern kurz erklärt

Stimmen der Betroffenen: Kernaussagen aus dem Sozialbericht 2008

Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern

